

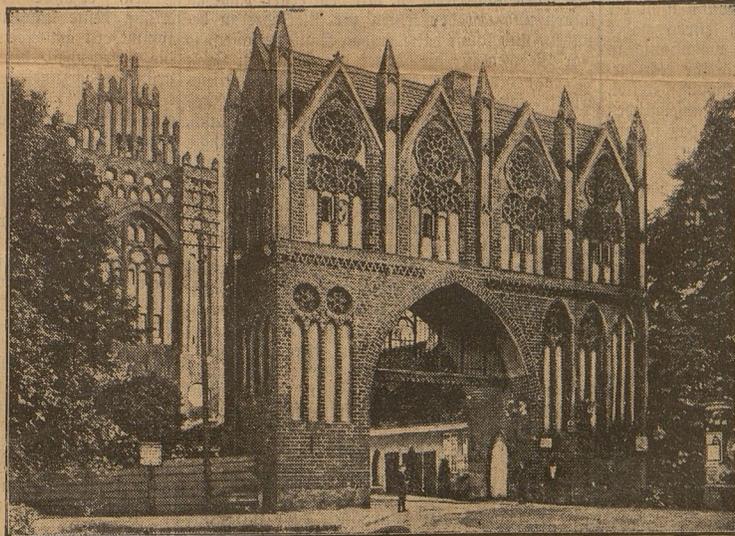


**Neubrandenburg,
die Perle Mecklenburgs.**

Als im Jahre 1248 Markgraf Johann von Brandenburg seinen Lehnsmann Harbard ermächtigte, am Nordrande des Tollensees eine Stadt zu bauen, in der zunächst fünf Freijahre, dann aber altbrandenburgische Rechte gelten sollten, da wußte er wohl, wie passend gerade der angewiesene Ort für eine Städtegründung sei. Und seine Voraussicht war richtig. Denn bald blühte Neubrandenburg empor. Fischerei, Weberei, Bierbrauerei und Hopfenbau bildeten die Grundlagen des Wohlstandes. Auch die wiederholte Anwesenheit der Markgrafen stärkte ihr Ansehen. Als 1292 die Herrschaft Stargard an Mecklenburg kam, wurde die Stadt bald so bedeutend, daß die Herren von Stargard sich hin und wieder Herzoge von Neubrandenburg nannten. Um das Jahr 1450 mußte sie 30 Mann zum Kriegsaufgebot stellen, ebensowohl wie Güstrow, und nur Rostock, Wismar und Barthim standen voran. Die Stadt hat oft von den umwohnenden Edelknechten zu leiden gehabt, sich aber stets zu behaupten verstanden. Die größte Not ist, wie allbekannt, im Dreißigjährigen Kriege über sie gekommen, als Tilly im März des Jahres 1631 den General Dodo von Antephausen mit seinen paar Fähnlein Schweden hier einschloß und nach kurzer harter Gegenwehr die Mauern erfuhrte. Nicht nur die schwedische Besatzung kam bis auf etwa 50 Mann ums Leben, sondern auch mehrere Ratsherrn und Hunderte von Bürgern wurden von den Kroaten erschlagen. Das berühmte: „Bürgern und Soldaten kein Quartier!“ haben die wütenden Schweden im April desselben Jahres bei der Erstürmung Frankfurts mit gleicher Münze heimgesucht, indem sie die um Pardon bitrenden Kaiserlichen unter dem Rufe: „Neubrandenburgisch Quartier!“ niederhieben. — Auch in den folgenden Jahren blieb die Stadt ein Zapfen zwischen Kaiserlichen und Schweden. Sie wurde so arg mitgenommen, daß sie lange Jahre nach dem Friedensschluß sich nicht erholen konnte und es 1665 zu einem förmlichen Konkurs

der Kommune kam. Erst 1712 konnten die abgetretenen Güter von den Gläubigern wieder eingelöst werden. — Auch im brandenburgisch-schwedischen Kriege wurde diese Stadt wieder arg heimgesucht. Ein Brand, der infolge einer Beschießung entstand, ätherte sie bis auf wenige Häuser ein. Von den Kriegsdrangsalen des Siebenjährigen Krieges ist sie indes verhältnismäßig wenig berührt worden. Daß die Stadt so viel umstritten wurde, hatte seinen Grund hauptsächlich in ihrer damals modernen Befestigung. Die Mauern mit ihren Wehthürmen und Toren sind zum größten Teil

die übrigen Gebäude der Stadt zurück. Auch die beiden Kirchen können trotz ihres reinen gotischen Stils, der besonders bei der Marienkirche flajfisch durchgeführt ist, nicht mit ihnen verglichen werden. Gymnasium und Post sind moderne, neugotische Gebäude. Eigenartig wirkt das alte Palais wegen seiner Länge, die in keinem Verhältnis zur Höhe steht. Es nimmt die eine Hälfte des Marktplatzes ein und erinnert durch die vielen, auf seinem Dache angebrachten Blitzableiter noch heute an seinen gewitterreichen Erbauer, den durch Fritz Reuter so bekannt gewordenen „Dörschlächting“. Diejem Dichter, der jahrelang in unseren Mauern weilte, ist im Jahre 1893 in der Nähe des Bahnhofes ein würdiges Denkmal errichtet worden.



Das Dreptower Tor in Neubrandenburg.

noch erhalten, während der Wall mit herrlichen Eichenbeständen zur Promenade umgewandelt worden ist. Die vier Tore gehören zu den schönsten gotischen Bauwerken ihrer Art in ganz Deutschland. Alle, mit Ausnahme des Neuen Tors, bestehen aus Innen- und Außentor, sind also Doppelbauten, die durch Mauern verbunden sind und kleine Festungen für sich bilden. Das weitaus prächtigste ist das Dreptower Tor (siehe die obenstehende Abbildung), dessen imposante Wirkung allein in der Größe und seiner einfachen, vornehmen Architektur beruht. Der Innenaufbau hat eine Höhe von 35 Metern. In der Nähe des Friedländer Tors findet man durch drei eingemauerte Kanonentugeln die Stelle bezeichnet, wo Tilly am 9. März 1631 Breche geschossen hatte. — Hinter diesen Bauwerken stehen

Burg Brillwiz und der Johanniter-Komthurei Remerow, rechts nach Süden hin der Brodaer Buchenwald, nach Norden Neubrandenburg im Kranz grüner Eichen, und überm See leuchtet in grüner Pracht der ausgedehnte Remerower Wald. Und weiter schweift das Auge zu dem langgezogenen Mühlenholz, den malerischen Stargarder Bergen, dem Gerichtsberg, vor dem die Tilly-Schanzen liegen, dem Burgholz, das noch heute die Ravensburg birgt, zur Ahlenfelder Höhe und endlich in das Tal der Tollense. — Umweit vom Belvedere findet man die 1817 von Zahn und seinen Turnern angelegte Nasenbahn auf dem sogenannten Krähenberge.

Infolge der Natur Schönheiten und der historischen Berühmtheit der Stadt wird sie häufig von Vereinen, Schulklassen, Turnern usw. auf-

gejucht, zumal sie von allen Seiten bequem zu erreichen ist. Die Zeiten sind vorüber, wo man des Nachts den Bürgermeister weckte, um ihm die Freundschaft mitzuteilen, daß auf dem Bahnhofe wieder eine alte Frau ausgetrieben sei. Damals war Neubrandenburg Endstation. Heute hat es Durchgangsverkehr nach allen großen Städten Norddeutschlands, denn sowohl die Berlin-Stralsunder, als auch die Hamburg-Stettiner und die Mecklenburgische Südbahn berühren die Stadt. Auch der Landverkehr ist infolge der zahlreichen Chausseen äußerst lebhaft. Daher kommt es, daß in den Straßen dieser Stadt ein viel größeres Leben herrscht, als in manchen größeren Landstädten.

Verfehmt.

Roman von B. Arnfeld.

(4. Fortsetzung.)

Wollweide faltete die nicht ganz sauberen, breiten Hände mit den kurzen, stumpfen Fingern und schaute in Bewunderung und Ehrfurcht zu ihr auf: „Wie klug die gnädige Frau ist! Daran habe ich noch nicht gedacht. Von Ihnen kann so ein alter Geschäftsmann wie ich noch etwas lernen!“

Sie lachte geismichelt. „Das ist wohl zu viel gesagt, es sollte mich aber freuen, wenn Sie sich den Einfall zunutze machen könnten. Versuchen Sie es doch einmal mit der Sache bei den Schrodas.“

„Meinen gnädige Frau, daß es da gelingen könnte?“

Sie nickte. „Sie müssen es nur klug anfangen, den Mann ganz aus dem Spiel lassen und nur mit der Frau verhandeln. Sie ist nämlich nicht die Bestle,“ fuhr sie, dem Agenten etwas näher rüdend, halblaut fort, „und ganz wahnsinnig in ihren Mann verliebt. Stellen Sie ihr recht geschickt vor, daß sie ihm eine Ueberraschung bereitet, wenn sie ihn zum Besitzer einer ansehnlichen Summe Geldes macht; vergißt ganz, daß sie erst sterben muß und fällt darauf herein. Unter dreißigtausend Mark tun Sie es nicht.“

Der Agent zog die Stirn in Falten und wiederholte bedenklich: „Dreißigtausend Mark, das ist zu viel.“

„Nicht zu viel für Frau Dr. Schroda, sie hat Geld für sich und kann die Polizei gut bezahlen,“ redete ihm Frau Gerboth zu. „Menschlich, daß Sie das Geld zahlen müssen, brauchen Sie nicht zu sein, die Frau hat eine bäuerische Gesundheit und überlebt uns alle.“

„Das kann man auch bei dem Gesündesten nicht sagen,“ antwortete Wollweide und zitierte salbungsvoll den Gesangbuchvers: „Schnell tritt der Tod den Menschen an, es ist ihm keine Frist gegeben.“

„Na, eine Garantie für Frau Schrodas Leben kann ich freilich nicht übernehmen, aber ich meine, sie treibt es noch sehr lange,“ sagte Frau Gerboth und erhob sich. „Aber da sehe ich und schwatze und vergesse ganz, daß ich noch sehr viel zu besorgen habe. Leben Sie wohl, Herr Wollweide!“

Sie machte einige Schritte gegen die Tür. Der Agent sprang voraus, sie ihr zu öffnen. Sie blieb jedoch noch stehen, legte sinnend die Hand an die Nase und bemerkte:

„Da fällt mir etwas ein. Sie müssen noch heute zu Frau Schroda gehen.“

„Heute noch?“ fragte Wollweide verwundert. „Ja, ich habe zufällig erfahren, daß der Oberlehrer heute nach Herbst hinübergerehrt ist und erst am Abend mit dem letzten Zuge zurückkommen wird, da treffen Sie die Frau allein.“

Wollweide dankte in sehr lebhaften Ausdrücken. „Werde nicht verfehmt, Ihrem Räte zu folgen, meine hochverehrte, gnädige Frau.“

„Aber sagen Sie nicht, daß ich Sie darauf aufmerksam gemacht habe.“

„Ja, wo werde ich denn!“ entgegnete er sehr eifrig.

„Auch nicht, daß Sie von mir gehört haben, der Herr Oberlehrer sei heute verreist.“

„Kein Sterbenswörtchen.“

„Sie lassen mich überhaupt ganz aus dem Spiele, erwähnen meinen Namen nicht,“ fuhr sie fort, den Finger auf die Lippen drückend, „der Einfall ist Ihnen ganz allein gekommen.“

„Müßte ein schlechter Geschäftsmann sein, wenn ich schwatze, verlassen sich die gnädige Frau auf mich, ich schweige wie das Grab.“ Er schlug sich mit der flachen Hand betuernd auf die Brust.

„Gut, gut,“ nickte Frau Gerboth und sagte dann leichthin: „Spätes halber möchte ich erfahren, ob Sie etwas angerichtet haben; Sie lassen es mich gelegentlich wohl wissen.“

„Werde nicht ermangeln, meine gnädige Frau,“ versicherte Wollweide und Frau Gerboth rauhste nun endlich durch die Tür, die er weit für sie geöffnet hielt.

„Eine kluge Frau, eine ehrenwerte Frau, von der kann man was lernen!“ lobte der Agent, als er sich wieder allein sah. Die nach der Wohnung führende Tür aufmachend, rief er hinein: „Frau, späte dich, daß wir zu Mittag essen können, ich habe nachher einen sehr notwendigen Geschäftsweg und, während ich fort bin, mußt du im Laden bleiben.“

Fünftes Kapitel.

Frau Oberlehrer Amalie Schroda hatte heute einen arbeitsvollen und arbeitsfrohen Tag.

Dr. Schroda hatte einen der ersten Tage der Ferien benutzt, um einen lange geplanten Ausflug nach Herbst zu machen und ihr dadurch die erwünschte Gelegenheit gegeben, nun vor den Feiertagen eine gründliche Reinigung seines übrigens immer sauber gehaltenen Zimmers vorzunehmen. Sie redete ihm eifrig zu, mit dem ersten Zuge zu fahren und erst den letzten zur Rückfahrt zu benutzen, und kaum hatte er das Haus verlassen, so war Lieschen für die Dauer des Tages zu Frau Gerboth hinaufgebracht und Fräulein Lourens Obhut übergeben worden, um während des Scheuerfestes aus dem Wege zu sein. Der Wunsch, für ihre Arbeit ganz freie Hand zu haben, drängte ihre sonstige Abneigung, das Kind bei ihrer Niets-herrin zu lassen, heute in den Hintergrund.

In einem baumwollenen Kleide, aufgeschürzt, mit einer großen blauen Schürze, das zurückgerückte Haar unter einer dichten, weißen Mütze verborgen, schaffte die Frau Doktor in Gemeinschaft mit ihrer ihr ganz ähnlich gekleideten Dienstmagd im Schweiße ihres Angesichts. Große Staubwolken entquollen den Bücherregalen, von denen sie vorsichtig ein Fach nach dem andern leerte und reinigte, um die Bücher genau in der Reihenfolge, wie sie gestanden, wieder aufzusetzen. Mit rührender Sorgfalt wahrte sie jedes Blättchen Papier, das sie auf dem Schreibtische fand, damit ihr Mann bei seiner Rückkehr ja nichts vermisste.

Wie im Fluge schwanden ihr und ihrer Arbeitsgefährtin die Stunden. Zu Mittag kochten sie in aller Eile ein paar Eier und einen Topf Kaffee und verzehrten das unzureichende Mittagmahl in der Küche.

Der Teppich war soeben wieder aufgebretet und die Frau Doktor im Begriff, auf die Stehleiter zu steigen, um die freigelegenen Vorhänge aufzulegen, da wurde die Glocke an der Eingangstür gezogen.

„Um Gotteswillen, nur kein Besuch!“ rief sie und duckte sich, als wolle sie sich den Blicken des mutmaßlich Eintretenden entziehen, besaß aber doch nicht die Gewandtheit der Weltidame, dem Mädchen, das die Tür öffnen ging, anzubefehlen, sie möge sagen, die Frau Doktor sei nicht zu Hause oder nicht zu sprechen. Leopoldine kam denn auch mit einer großen Karte zurück und flüsternte mit hochgezogenen Brauen und feierlicher Miene, es sei ein sehr feiner Herr da.

Haßt du ihn denn nicht gesagt, daß der Herr Doktor nicht zu Hause ist?“ fragte sie, während sie die Hand an der Schürze abtrocknete, um die Karte in Empfang zu nehmen.

„Das habe ich getan,“ erwiderte das Mädchen, „der Herr jagte aber, er müsse die Frau Oberlehrer sprechen.“

„Mich!“ rief Malchen ganz verwundert und las auf der Karte: Friedrich Wollweide, Agent für Feuer-, Hagel-, Lebens-, Aussteuerversicherung, Lotterieteilnehmer usw. „Was will der Mann von mir?“ fügte sie, die Augen aufreizend, voll Verwunderung hinzu.

„Er jagt, es sei sehr wichtig und dringend, er wolle gern ein Weilchen warten, aber die Frau Oberlehrer möge nur so gut sein, und ihn vorlassen, es müsse heute noch erledigt werden.“

Malchen seufzte. „Na, dann hilft es nichts. Daß ihn in die gute Stube eintreten.“

Frau Schroda beeilte sich, ein besseres Kleid anzuziehen, denn in dem Hauskleide glaubte sie den Herren nicht empfangen zu können.

Wollweide überlegte indessen, wie er das Gespräch am besten einleiten könnte. Als die Frau Oberlehrer in das Zimmer eintrat, entschuldigte er sich, daß er zu ungelegener Zeit gekommen sei.

„Wir sind gerade mit dem Reinemachen beschäftigt,“ entgegnete sie. „Bitte, nehmen Sie Platz.“

„Nach Ihnen, verehrte Frau Oberlehrer,“ entgegnete Wollweide mit einer abermaligen tiefen Verbeugung, indem er einen Sessel zurecht rückte, und obgleich sie wie auf Kohlen stand, ließ sich Malchen doch gehorsam wie ein Kind darin nieder. Der Agent folgte ihrem Beispiele und setzte das Gespräch mit den Worten fort: „Am Ostern wird überall rein gemacht, das trifft man ja in keinem Hause anders.“

„Ich bin schon bald fertig, wir erwarten morgen einen Gast und der soll die Wohnung geäubert finden,“ erzählte Malchen, „nun ist aber mein Mann heute morgen nach Herbst gefahren und kommt erst am Abend wieder, da wollte ich doch die Gelegenheit benutzen, sein Zimmer einmal gründlich vorzunehmen, ist er da, dann läßt er mich nicht heran.“ Sie hatte ganz vergessen, daß sie zu einem fremden Manne sprach; kam die Rede auf Kochen, Waschen und Reinigen, so wurde sie schnell warm und zutraulich.

Wollweide lächelte diplomatisch. „Ich wußte, daß der Herr Oberlehrer heute nicht daheim sei und deshalb habe ich mir erlaubt, hierherzukommen.“

Malchen riß die hellblauen Augen weit auf, schlug die Hände zusammen und wiederholte im Tone ängstlicher Verwunderung: „Sie wußten, daß mein Mann nicht zu Hause sei und sind deshalb hergekommen. Was —“

„Die gnädige Frau brauchen deshalb nicht zu erschrecken,“ fiel Wollweide ein und log: „Ich war heute morgen zufällig auf dem Bahnhofe, hatte einen Brief abzugeben, der mit dem nächsten Zuge fort sollte, und hörte, daß er zu jemand jagte, er werde erst spät am Abend wiederkommen, da dachte ich, ich wollte die Gelegenheit benutzen und die gnädige Frau aufsuchen.“

„Aber was wünschen Sie von mir? Womit kann ich Ihnen dienen?“ fragte sie nun doch mit sichtlichem Ungeduld, so daß der Agent beschwichtigend sagte: „Ich werde Sie gar nicht lange aufhalten, gnädige Frau, weiß ja, daß Ihre Zeit kostbar ist, hören Sie mich nur ein paar Minuten geduldig an. Sie werden vielleicht wissen, daß ich Agent für alle möglichen Versicherungen und auch Lotterieteilnehmer bin —“

„Und da wollen Sie mich auffordern, ein Lotterielos zu nehmen,“ fiel Malchen ein, der es jetzt wie eine Erleichterung kam. „Ich bedauere, das kann ich nicht. Mein Mann ist ein Feind des Lotteriespiels und gestattet nicht, daß ein Los in unser Haus kommt.“

Wollweide suchte die Achseln und hatte für eine solche Beschränkung nur ein mitleidiges Nicken.

In einem wohlwollenden Tone sagte er: „Meine gnädige Frau, das sind Ansichten, über die sich streiten läßt, ja, über die sich sehr streiten läßt, ich traue mir zu, den Herrn Oberlehrer davon zurückzubringen, und behalte mir vor, deswegen bei

ihm einmal anzuklopfen. Es liegt mir aber sehr fern, Sie, gnädige Frau, zu etwas zu verleiten, was gegen den Willen ihres Herrn Gemahls ist. Ich möchte Ihnen vorschlagen, ihm in anderer Weise eine Ueberraischung zu bereiten."

"Eine Ueberraischung, über die er sich sehr freuen würde?" fragte Malchen, deren gutes Herz bei dieser Vorstellung bereits höher zu schlagen begann.

"Die ihm wenigstens nicht unangenehm sein wird," antwortete Wollweide ausweichend und fügte in gedämpfterem Tone hinzu: "Versichern Sie Ihr Leben."

"Mein Leben versichern? Wie meinen Sie das?"

Wollweide geriet doch etwas in Verlegenheit; es hat immerhin etwas Mißliches, einen Menschen auf seinen Tod hinzuweisen. Er witzte sich schnell und sagte salbungsvoll: "Der Herr Oberlehrer zahlt seinen Beitrag zur Witwenkasse und hat, wie er mir selbst gesagt hat, außerdem sein Leben versichert."

"Das ist ja für den Fall seines Todes geschehen!" rief Malchen und ihre Augen füllten sich voll Tränen, "ich mag davon gar nichts sprechen hören!"

"Wir stehen alle in Gottes Hand, ohne seinen Willen fällt kein Haar von unserem Haupte!" entgegnete Wollweide pathetisch, "ob versichert oder nicht, wir müssen von dannen gehen, wenn unsere Stunde gekommen ist. Für die Zurückbleibenden ist es gar nicht gleichgültig, ob ihnen ein ansehnliches Sümchen eingehändigt wird oder nicht," fuhr er mit erhobener Stimme fort. "Nicht, daß dadurch die Trauer gemildert würde, aber manche Sorgen, die sich beim Tode eines geliebten Menschen häufig genug einstellen, werden dadurch verdrängt, der Schmerz wird, wenn ich mich so ausdrücken darf, reiner, edler gemacht." Er schaute sich um, als erwarte er für diese schöne Rede ein beifallspendendes Publikum, die Frau Oberlehrer sah aber gar nicht so aus. Sie schluchzte ganz laut und erwiderte, beide Hände wie abstreifend von sich streckend: "Ach, ich kann nicht vom Tode reden hören, wir sind ja beide jung und gesund."

"Eben darum sollten Sie die Zeit wahrnehmen," fiel Wollweide ein, "wenn man älter und krank ist, wird der Entschluß viel schwerer. Es tut mir leid, Sie zu betrüben, meine gnädige Frau, und es ist auch gar kein Anlaß vorhanden; vom Versichern spricht niemand, im Gegenteil, ich habe recht viele alte Leute unter meinen Kunden."

"Dann ist es ja aber nicht nötig," wandte sie ein.

"Verzeihen Sie, meine hochverehrte Frau, eine solche Auffassung ist leichtsinnig, oder sagen wir wenigstens unvorsichtig," entgegnete er im Tone sanfter Vorwürfs. "Da war der Herr Oberregierungsrat Meinhard, ein Mann wie ein Baum, glaubte, er würde 100 Jahre alt werden, und hielt eine Lebensversicherung für Unsinn. Stürzte aber eines Tages mit dem Pferde und wird seiner Frau sterbend ins Haus gebracht. Die Leute hatten immer sehr gut gelebt, was sie an Vermögen besaßen, war aufgezehrt — wäre eine ordentliche Lebensversicherung dagewesen —" Er machte eine Kunstpause und erzählte dann mit großer Zungenfertigkeit noch einige Fälle, wo das Fehlen der Lebensversicherung sehr unheilvoll empfunden worden sei und wo sich die Versicherungssumme als Rettung aus Sorge und Not erwiesen hatte. Zuletzt sagte er: "Nicht nur jeder Mann, sondern auch jede Frau der besseren Stände hätte eigentlich die Versicherung, ihr Leben zu versichern; die Einsichtsvollen und Verständigen sollten den Anfang machen und deshalb bin ich zu Ihnen gekommen, verehrte Frau Oberlehrer."

Malchen hatte ihre Tränen getrocknet und ihm sehr aufmerksam zugehört, seine Schilderung war ihr so interessant geworden, daß sie darüber für den Augenblick sogar das noch unfertige Zimmer ihres Gatten vergessen hatte. "Mein Mann wird nicht

erlauben, daß ich mein Leben versichere," sagte sie kleinlaut.

"Hat er es Ihnen verboten?" fragte Wollweide schnell.

Sie mußte lachen. "Ach nein, wir haben ja niemals davon gesprochen."

"Nun, sehen Sie wohl. Also begehen Sie auch kein Unrecht gegen ihn, wenn Sie es tun. Er braucht gar nichts davon zu wissen."

"Ich weiß doch nicht —" begann sie zögernd; er ließ sie aber nicht weiterreden, sondern sagte eifrig:

"Gnädige Frau wollen doch nicht etwa sagen, daß es Ihnen an Geld für die Versicherung fehlen würde? Man weiß in Dessau sehr gut, daß die Frau Oberlehrer aus einem wohlhabenden Hause in Maguhn ist und ganz vortrefflich zu wirtschaften versteht."

Malchen lächelte geschmeichelt, der Agent hatte sie bei ihrer schwachen Seite gepakt, und dies sehr wohl bemerkend, redete er weiter in sie hinein.

"Der Herr Oberlehrer braucht gar nichts davon zu wissen. Sie schließen die Police weg, daß sie ihm nicht zu Gesicht kommt, und es wird Ihnen nicht schwer fallen, die sehr mäßige Abgabe dafür von Ihrem Wirtschaftsgelde zu zahlen. 30 000 Mark —"

"30 000 Mark," rief sie erschrocken.

"Darunter dürfen Sie es nicht tun, das lohnt sich nicht!" sprach er weiter, ohne sich irren machen zu lassen. "Denken Sie sich die Ueberraischung, wenn ihm 30 000 Mark ausgezahlt würden, von deren Vorhandensein er gar keine Ahnung hat."

"Das wäre allerdings sehr schön!" rief Malchen mit ausleuchtenden Augen; sie vergaß in diesem Augenblick ganz, daß nur ihr Tod den Mann in den Besitz dieser Summe setzen konnte.

Wollweide unterdrückte ein Lächeln. "Die Freude haben Sie, so oft Sie die Police ansehen, gnädige Frau. Sie sind jung, Sie sind gesund, Sie erreichen voraussichtlich ein sehr hohes Alter, aber Vorsicht ist die Mutter der Weisheit."

Frau Schroda zögerte immer noch. "Wie alt sind Sie, wenn ich fragen darf, verehrte Frau Oberlehrer?"

"Im Herbst werde ich achtundzwanzig Jahre," antwortete sie mit einem Blick in den ihr gegenüber hängenden Spiegel.

"Das hätte ich nicht gedacht. Sie sehen viel jünger aus," antwortete Wollweide mit dem Bruttton der Ueberzeugung, "aber desto besser. Wir werden es jetzt so machen, daß Ihnen die Summe nach fünfzehn Jahren ausgezahlt wird, wo sie hoffentlich noch leben und gesund sind."

"Gibt das?" fragte sie freudig.

"Aber gewiß, Sie haben sich alsdann nur den Abzug eines Viertels der Summe gefallen zu lassen, aber sie bleibt ja doch noch ganz ansehnlich!" redete er ihr vor und beruhigte sich mit dem Gedanken, daß das noch lange hin sei und mit der Zeit hat kommen werde.

"Also ich darf Ihnen die Police ausfertigen und Ihnen gelegentlich zustellen? Vergewegenwärtigen Sie sich nur die Ueberraischung des Herrn Gemahls, wenn er das Geld einstreichen kann."

"In fünfzehn Jahren ist mein Liebschen einundzwanzig," überlegte sie und ihrem Gedankengang sich schnell anpassend, rief er:

"Dann gibt das Geld eine schöne Aussteuer."

Diese Erwägung gab den Ausschlag. Malchen willigte ein, ihr Leben mit 30 000 Mark zu versichern und Wollweide gab ihr das Versprechen, kein Mensch sollte etwas davon erfahren, wobei er in Gedanken allerdings seine Gönnerin und Ratgeberin, Frau Gerboth, ausnahm.

Mit vielen Rückfragen empfahl er sich und Frau Schroda kehrte zu ihrem Scheuersfest zurück, sehr gehoben durch das Bewußtsein, ihrem Manne eine so bedeutende Summe zuzuwenden zu können und sich schon heute auf die Ueberraischung freuen, die sie ihm nach 15 Jahren bereiten würde. Daß dies schon früher durch ihren Tod geschehen könnte, kam ihr nicht in den Sinn.

(Fortsetzung folgt.)

Die junge Exzellenz.

Roman von Georg Hartwig.

(23. Fortsetzung)

(Nachdruck verboten.)

Da er sie nie nachgebend gegen sich selbst gesehen, überraischte ihn dieser Anblick auf das lebhafteste.

Es tut mir aufrichtig leid, dich gerade heute deiner Kammerfrau beraubt zu haben, wo du zu ihrer am meisten bedurftest. Du weißt daß Kolemans wartet?"

Sie nickte.

"Du erinnerst dich auch, daß wir Tischgäste haben werden? Und daß du uns die Verlegenheit ersparen mußt, dich beim Essen zu entbehren?"

"Was das andere anbelangt, was dich so erschütter, so ist Kolemans bereits unterrichtet. Er faßt die Sache so auf, wie sie aufzufassen ist. Sie macht ihm mehr Spaß als Verdruß. Kolemans ist jetzt in sein Palais gefahren. Um ein Uhr wird er vom Herzog empfangen werden. Suche dich herzustellen, Lena! Es ist ein Dienst, den du mir und dir erweist."

"Ich werde bei Tafel sein," sagte sie, die dunklen Wimpern wieder schließend.

Als die fahle Februarsonne verschwunden war, stand Helene angekleidet vor dem Drehspiegel, ohne zu sehen, welsch Bild ihrer selbst daraus zurückstrahlte.

Das gestrige Geschenk des Grafen wurde ihr überreicht. Auf seinem weißen Sammetgrunde sprühte es wieder ein Meer von Farbenpracht in Helensens Augen.

Sie ließ die Hand sinken.

"Es hat noch Zeit! Ich kann allein —"

Sie stand, über das glitzernde Gestein geneigt, minutenlang und starrte darauf nieder.

Für sie bedeutete es den Wendepunkt ihres Geschicks. Sobald sie das Halsband anlegte, war sie dem Gebirg verbunden, war sie an ihn gefesselt. Ein Zurück später gab's nicht.

Sie schob es heftig auf den Tisch zurück. Aber da kam ihr die Szene des heutigen Morgens ins Gedächtnis, die nur ein Vorgeschnack, nur eine Ankündigung dessen war, was ihr unter Cwas Herrschaft bevorstand.

Und sie riß die Juwelen von neuem an sich und legte sie um ihren Hals. Bei der reichen Wendung strahlten sie auf, wie ein Farbenwunder. Aber eine eifrige Kühle ging von ihnen aus und drang Helensens bis ans Herz.

Im angrenzenden Boudoir ertönten Schritte. Helene, den blauen Vorhang voneinander schlagend, trat ein.

Ihre Hautfarbe glich an Blässe und mattem Glanze der weichen Seide, welche ihre Glieder rieselnd umrauschte.

Kolemans Bedröng stand am Fenster. Im Moment, da er sich umwandte, dünkte er Helene noch unendlich abstoßender, als es in der Tat der Fall war. Seine schmalen, farblosen Lippen schienen die weißen Zähne völlig unbedeckt zu lassen.

"Besser? War wohl nur ein Schreckschuß für den Seitensprung des Herrn Vaters?"

Während er sie betrachtete, lachte er plötzlich auf.

"Also das heißt eine nordische Schönheit. — Ich versichere dir, das ganze Gemüdel da drüben ist keinen Schuß Pulver wert. Aber Rasse haben sie. Man hat nicht nötig, neben ihnen einzufrieren."

Er küßte flüchtig ihre Hand.

"Ihr habt es ja wohl an der Sitte, dem Manne den Brotkorb höher zu hängen. Nur nicht zu hoch, Schneefönnig!"

"Ich bin nun einmal wie ich bin," sagte sie, ohne ihm in die Augen zu sehen.

So sah sie auch den raschen, aufblühenden Blick nicht, welcher aus Kolemans halbgeschlossenen Lidern über ihre edle Schönheit streifte.

"Na? Gestern wolltest du ja schelten?"

Er legte den Arm um ihre Schulter.

"Schilt los! Ich werde mich ja wohl an Gardinenpredigten gewöhnen müssen. Du gibst

bich früher schon mit solchen Ergüssen ab. Dabei habe ich, glaube ich, mir eine gewisse Harthörigkeit angeeignet. — Du hast prachtvolle Lippen, Lena! Während du schliffst, gestattest du mir, sie zu bewundern und zu küssen?"

Sie trat häftig von ihm.

Ein beleidigtes Lächeln durchzuckte sein Antlitz. Das gab ihm einen brutalen, schadenlustigen Ausdruck.

„Wenn du die Bestatin spielen willst, wozu stehst du denn hier? Ich glaube, du hättest die Absicht, meine Frau zu werden? Wenn das nicht der Falle sein sollte —“

Er beugte sich über ihre Stirn.

Flammende Röthe deckte Helenens Antlitz. Sie wollte seine Berührung zurückweisen. Aber Evas trotziger Sohn schaltete in ihren Ohren.

Da duiberte sie, daß er ihren Körper an sich zog und Stirn und Wangen mit triumphierenden Küffen bedeckte.

12. Kapitel.

Die Baronesse hatte ohne Aufenthalt die lang andauernde Eisenbahnfahrt nach Konstanz zurückgelegt.

Sie freute sich ihrer gedanklichen Abspannung, welche es ihr zuletzt ermöglichte, der letzten Szenen dahinten wie Traumerinnerungen zu gedenken, während die rollenden Räder Weile um Weile zwischen Vergangenheit und Zukunft warfen.

Nur wenn ihre Hand zufällig den Verlobungsring streifte, kam ihr die Gewißheit des Geschehenen mit kaltem Ershauern zurück; dann trat ihr Richard Wedtings Gestalt vor die Seele, und Evas lachende Miene, welche sie unabweisbar in Kolemans Arme trieb.

Konstanz! Da lag's hingebreitet an den Saphirwassern des Schwäbischen Meeres, gegrißt von den abendroten Schneegipfeln der Alpen. Eine Perle, die sich am blauen See gelagert, um deren mittelalterliche Herrlichkeit die weißen Nebel ihre Schutzhüllen breiten, daß die rauhen Gebirgswinde sie derselben nicht entkleiden.

Im laubigen Grün, stolz aufragend, lag das Ayl für Gemütskranke, darin Laura Wedting zu Beginn ihrer Geisteskrankheit Aufnahme gefunden.

Die Baronesse, von der Vorstellung eines Wiedererlebens schon im voraus erschüttert, fand kaum die nötige Kraft, ihre äußere Fassung zu bewahren angesichts des schreckhaften Verfalls einer ihr zuvor in aller Frische bekannt gewesenem Persönlichkeit, deren Leiden die traurigsten Spuren in das hagere, schnellgealterte Antlitz gegraben.

Die ganze, unaussprechliche Tiefe menschlichen Glendes erschloß sich Helene bei dem schrillen Aufschrei, welchen ihr Erscheinen der Kranken in einem lichten Moment entriß. Mit bebenden Knien eilte sie vorwärts, tränenden Auges, Eginharbs Winne in ihre Arme zu schließen.

Obgleich die Wärterin, welche bislang erfolglos irgendeinen Anschluß der Leidenden an ihre Person erstrebt, dieses jähe Aufblühen der Erkenntnis für täuschenden Zufall erklärte, bewahrte das Verlangen Lauras nach der Gegenwart ihrer Rufine seine Fortdauer.

Es schien die ernste, sonore Stimme der Baronesse sich befänftigend auf das zerrüttete Nervensystem der Kranken zu legen. Die Berührung ihrer Hand schien beruhigenden Einfluß auszuüben, jeden Widerstand und eigenen Willen der Anzurechnungsfähigkeit zu brechen.

Der Besuch des Arzessors in der Anstalt war angekündigt. Man konnte ihn jeden Tag erwarten.

Helenens Brust hob ein Seufzer der Besorgnis, wenn sie der Vorhadt gedachte, welche sie für ihn aus der Heimat mitgebracht.

Angesichts der schweren Liebespflicht, welche sie bis zu Ende zu durchzuführen nimmer entschlossen war, verlor der Brief ihres Vaters, darin er ihr von der vollzogenen Verlobung sowohl als von dem anberaumten Hochzeitstermin Kenntnis gab, unendlich viel von der Bitterkeit, welche sie sonst beim Lesen desselben empfunden haben würde.

Nur daß ihre eigene Vermählung damit nahe an Helene herantrat.

Sie entfloß diesem Gedanken und eilte hinab an das Seegeflade, wo ein unbewimpelter Dampfer die Landungsbrücke anlieh, heiter umschwirrt vom würzigen Lenzwind.

Selene fühlte inmitten der Frühlingsluft ihr bedrängtes Herz sich weiten.

Sie sah hinauf zu den wandernden Silberwolken des Himmelsplanes. Sinab in die goldgleisenden Wellen. Und es war ihr, als trüge auch sie ein Unrecht an den Lenzesjubel der Erde in ihrer Brust tief, tief verborgen. Kein, wie das blaue Meer; kraftvoll, wie der wonnige Westwind und geheimnißvoll wie die leuchtenden Nebel um die weißen Alpenhäupter.

Ueber die Schiffsplanke, durch den sich verlaufenden Menschenstrom, trat ein Mann, Kleid und Paletot über den Arm gehängt, den Handteller in der Rechten. Einen schwarzen Schlapphut hatte er tief in die Stirn gezogen.

Einen Moment blieb er aufatmend am Ufer stehen, als wolle er mit diesem kräftigen Atemzug eine Last von seinem Herzen heben.

Plötzlich, seine Blicke zur Seite wendend, gewahrte er Helenens Gestalt, deren weiße Feder ihm anmutig zuzuwiden schien. Er warf sein Handgepäck in fremde Arme. „Ins Inselhotel“ und legte raschen Schrittes die Straße am Gestade zurück.

„Helene!“

Sie hatte von dem Landungstreiben nichts gesehen.

Ein seltsames Gefühl hatte sie unspontane gehalten. Als habe sie lange, lange Zeit auf dem blauen Seegrund geruht und dort geschlafen unter dem Murnellied der wiegenden Wellen, und geträumt von der sprühenden Sonne am Himmel, die bleiche Blumen purpurn färbt.

„Helene!“

Sie schreckte leicht zusammen.

„Du bist's —?“

„Hast du mich nicht erwartet? Da du hier bist, mußst du in der Anstalt doch erfahren haben —“

„Doch!“

„Dein Hiersein ist edel, wie alles andere, das du tatest!“

Er bot ihr die Hand, wie einem Freunde, dessen Hochachtung einen Schatz bedeutet. Und wie er's tat, dachte er an Eva.

„Worte sind nichts. Du hast mich unverzüglich zu deinem Schuldner gemacht, denn ich sehe keine Möglichkeit, je die Schuld abzutragen.“

„Laß das!“ sagte sie, und dachte an die Votschaft, welche sie zu überbringen hatte.

Sie schritten nebeneinander. Er betrachtete ihr bleiches Profil, welches sich ihm nicht einmal zuwandte, und schüttelte das Haupt.

„Du mußt, als sei nichts Außerordentliches geschehen, und bist doch hierher geflüchtet vor dem Geschwäg und Geklatsch der Menge. Nach deinem Briefe mußte mein Hiersein dich erfreuen. Anders wäre es ja unnatürlich. Deine Seele rief doch nach mir in jener Nacht. Oder — er beugte sich zu ihr nieder — „hat man dir zu weh getan, als du dich lösriffest?“

„Frage nicht —“ sagte sie leise.

Er schwieg. Eine heizaussteigende Sehnucht drängte allmählich danach, von Eva zu hören, zu sprechen.

„Weißt du, Lena,“ sagte er gepreßt, „was für Gedanken mich seit letzten beschleichen? Du hast ja ein großes Herz. Wie solltest du mich nicht begreifen? Die Vorstellung überdehlt mich, es könne Lauras Tod — still! Es ist ja Narrheit. Aber wer ist immer Herr seiner Gedanken? Es könnte, gankelt mir meine Sehnucht vor, ein Moment kommen, wo Eva, verzeibend und begreifend, wieder an meiner Brust läge. Die Möglichkeit, Lena, wird lebendig. Ich habe das Neuzerke geopfert. Und Lena —“

„Und dein Bruder?“ fragte Selene? erschreckt von dieser Hoffnung. Fast hart klang es von ihren Lippen. „Kannst du Eginhard aufwachen lassen? Gib diese Gedanken auf, Sie tangen nichts.“

Er biß sich auf die Lippe.

„Eben warst du noch grausamer als das Schicksal.“

„Höre endlich auf, dieses Mädchen zu Heben!“ sagte Helene mit bitterer Erregung. „Höre auf! Es ist Wahsinn und mir unentraglich.“

Bedring, schwer verlegt, hatte kein Interesse für den Farbenwechsel im Antlitz seiner Begleiterin.

Am Eingang des Hauses wandte er sich von ihr. Sie empfand ein Gefühl der Erleichterung. Aber dieses Gefühl war Feigheit. Hatte er nicht aus ihrem Munde das Geschehene zuerst vernehmen sollen? Trug sie denn nicht auch Wunden im Herzen, die ihr die Spätliebe des Vaters geschlagen? Der schreiende Utdank dieser vergötterten Eva?

Richard Bedting, seinen Zorn bereuend, suchte Helene einen Tag später in deren Zimmer auf.

Sie kam ihm entgegen.

„Wir können so nicht auseinander gehen. Es stehen Dinge vor —“

„Was fragte er, überrascht aufsehend. „Was kann noch vorliegen, da in Lauras Sachen das Beste angeordnet ist? Und ihre Abreise morgen schon stattfindet?“

„Lucie,“ sagte die Baronesse, an ihr Schlafgemach tretend, „Herr von Bedting wird mir für eine Stunde Gesellschaft leisten. Schreiben Sie inzwischen meine Aufträge für Justine nieder.“

Und sie schloß die Thür.

Plötzlich, da sie sich umwandte, überkam sie das Vollgefühl der Bedeutung dieser Stunde. Sie legte ihre Hand leicht über die Augen.

Er war so betroffen von dieser unermuteten Bewegung, daß er alles vergaß, zu ihr eilte und mit sanfter Gewalt ihren Arm herabzog.

„Nicht doch, Lena! Ich bitte dich! Was ist denn? Ich kann dir so wehe doch nicht getan haben!“

Dabei berührte er den goldenen Reif an ihrer Hand und trat, zunächst sprachlos vor Staunen, von Helene zurück.

Endlich, fast schüchtern, fragte er, auf den Ring niederstarrend:

„Du bist, was dieser Ring sagt? Ja? Kolemans Braut? Du? Nach dem, was du mir geschrieben? Und was du mir bekannt hast? Trost dem?“

Er führte sie plötzlich rasch tiefer ins Gemach. „Da ist etwas geschehen —“ rief er bestimmt.

„Ich sehe dir's an. Darauf schänden könnte ich. Geschehen ist etwas. Waß geschehen sein. — Denn,“ fuhr er mit scharfem Flüsterort fort, ihr fest ins Auge schauend, „Du weißt wie ich, was diese Ehe für dich bedeutet. Ein Verbrechen ist sie, an dir selbst begangen. Um es fort und fort aufs neue zu begehen.“

„Ich weiß es,“ sagte sie, ihre Blicke jenkend.

„Das weißt du?“ fragte er, völlig verwirrt von dieser düsteren Entschlossenheit. „Und den noch —? So bin ich irre an dir oder an mir. Jener Brief, darin du dir selbst die Freiheit zurückgabst? Dieser laute Protest deiner Seele gegen —“

„Es ist vorbei —“ fiel sie mit unsicherem Blick ein.

Er drückte ihr mahnend die Hand.

„Was kannst du, was darfst du noch in den Armen eines Mannes suchen, den du — sich mich an, Lena, du gabst es mir schwarz auf weiß zu lesen — schein, den du mißachtetest! Was ist eine Grafenkrone — was sind eine Millton Einkünfte — du denkst noch so?“ unterbrach er sich häftig. „Dann sage mir den Grund! Du bist hier. — Wolltest du —“ fuhr er leiser fort, „mich antreffen, mir den Grund erklären?“

„Wir leiden gemeinsam — aus gleichem Grunde,“ sagte sie, da er ihre kalten Finger an seine Lippen zog. „Nur daß du Trost in der Zeit finden kannst. Ich nicht.“

„Ich verstehe nichts von alledem!“ rief er ungeduldig und unruhig. „Wenn ich dir helfen kann, so kostest es dich nur den Wunsch. Um mich und mein Leid soll dir nicht hange sein.“

„Eva hat sich mit meinem Vater verlobt,“ sagte Selene langsam.

Er ließ ihre Hand aus der seinen gleiten, als habe er Feuer berührt. Er starrte vor sich auf den Teppich und blickte in Lenas Augen, bis ihn ein Schwindel erfaßte, der ihn schwanke machte. Er wollte sprechen, die Brust war ihm wie zugeknüpft.

In diesem Moment empfand er diesen zweiten Verlust der Geliebten unendlich schmerzlicher noch, als den ersten. Jetzt war sie ihm verloren, als das Eigentum eines anderen. Doppelt verloren durch diese Wahl, mit welcher sie alles verleugnete, was sie bis dahin reizvoll befehen, indem sie um spekulativer Gründe willen sich selbst und eine Bessere in moralische Schuld stieß.

Und während dieser Gedankenüberflutung stieg ihm in leuchtender Klarheit Ewas Bild vor den Geistesaugen auf. Unter der blauen Ampel, wie er sie an sein Herz hob und dogegen preßte. — Seinen Bruder Eginhard sah er hingestreckt, die Todeswunde in der Schläfe, und daneben die eisenstrickle Gestalt des Obersten.

Er griff, hinter sich tastend, nach einem Sessel. Er warf sich hinein und stützte das Haupt in die Hand. Ihm war, als schliche das Alter über ihn her.

Helene, sein Schweigen tief mitführend, war zu ihm getreten. Ihre Hand bebte leicht auf seiner Schulter.

„Richard!“
Er nickte gleichgiltig. Aber er besann sich. Das junge Weib an seiner Seite trug schwer, wie er selbst.

Er griff nach ihrer Hand und hob sie von seiner Schulter. Es kostete ihm Mühe zu sprechen.
„Du mußt fort aus dem Hause, in dem du überlästigt geworden bist. Du willst fort. Ich verstehe. Sonst — sonst, Lena, wäre alles besser als das, was du tun willst. Hole nicht meinen Rat ein. Ich bitte dich. Mir ist sterbensmüde zu Sinn.“

„Da —“
„Sie ist tot für mich,“ flüsterte er in aufwallendem Schmerz. „Schlimmer als tot. Was kann ich ihr an Trauer nachsenden in die Gruft? Der Leidenschaft deines Vaters hingegeben —“

„Jetzt erkenne ich sie. Jetzt sehe ich sie mit deinen Augen. Ich kann sie nicht einmal haßen. Das wäre Erleichterung. Nur verachten kann ich sie. Sie würde eine Lust finden, vor mir mit der Liebe deines Vaters zu prahlen. Vielleicht, vielleicht sucht sie Entschädigung für diese ungetreue Liebe, indem sie dich quält fortan, Lena. Weil sie weiß, daß ich dich hochhalte und verehere, wie ich sie fortan geringschätze.“

Er brach, fieberhaft erregt, ab.
„Abgetan für immer. Wir haben nur mit der Zukunft zu tun. Man braucht kein Geld ja nicht auf der Stirn zu tragen. Und dann — und dann, wer weiß, wie lange man's noch zu tragen braucht im Innern. Wenn das kein Trost ist —“

Er strich lachend über seine Stirn.
Sie fuhr wie aus einem schweren Traume auf und sagte heftig:

„Wir sehen uns nicht wieder.“
Ehe er fragen konnte, entgegnete sie ruhiger und mit unangreifbarer Entschiedenheit:

„Ich will dir's jetzt vorher sagen, wie's kommen wird. Wenn Laura ausglitten hat — und man wird es nicht erreichen, daß ich sie zuvor verlasse — wird mein Vater kommen, vielleicht auch Kolemair, die Leide nach Großmitten geleiten. Dabei wirst du fehlen. Der Trauer halber wird eine stille Hochzeit gefeiert werden — dabei wirst du verhindert sein zu erscheinen. Und dann — und dann —“

Er nahm ihre Hände in die seinen. Ihr tränenerfüllter Schmerz quälte ihn.

„Aber was unsere Seelen entlasten könnte —“ fragte er tiefersinnig, wenn auch mit fiebernden Wangen, „was wir uns bis jetzt gegenseitig geschenkt haben an brieflichem Vertrauen —“

„Es hat uns hintergangen, dieses Vertrauen. Sollte ich über meinen Gatten zu dir klagen? Heber das Gesicht, welches ich bewußt auf mich nehme? Das wäre ein elender Trost.“

„Und ich? Und ich?“ fragte er, ihre Finger heftig drückend.

(Fortsetzung folgt.)

Der Weg zweier Menschen.

Roman aus dem modernen Leben von Elisabeth Wenden. (E. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Hans verwundert sah sie ihn an.
Er wurde plötzlich verlegen, maßlos verlegen, sprang auf und trat zum Klavier. Es war ein altes, gebrechliches, stark mitgenommenes Instrument. Er begann zu spielen, die Melodie lebhaft martierend. Schwermütige Ritornelle, deren rhythmisch stark bewegte Begleitung wie ein Tanz klang. Dazwischen erzählte er wieder Anekdoten, lustige Geschichten aus seiner vierjährigen, römischen Künstlerzeit. Er war lebhaft, und seine Heiterkeit hatte etwas Erregtes, befeinnungslos Lustiges. Er ritz Jmgard mit fort. Sie amüsierte sich köstlich, ebenso kindlich, ebenso gedankenlos wie er.



Die Briefftaube als Photograph.

(Text siehe Seite 39.)

Erst als der kleine Hans plötzlich die Tür aufriß und mit offenem Mund ins Atelier hereinlief, dachte sie daran, daß sie gehen müsse.

Er begleitete sie stumm zur Türe hinaus.

„Adieu,“ sagte sie und reichte ihm die Hand. Einen Augenblick hielt er die Hand fest und sah sie an mit dem großen, traumverlorenen Blick, wie damals am ersten Abend, als sie allein im Atelier waren. „Kommen Sie bald wieder, bitte!“

sagte er leise und dann zögernd, wie mit Widerstreben, aber wie unter einem gewaltigen, inneren Zwang: „Sie glauben nicht, wie einjam ich bin!“

Sehr nachdenklich war sie, als sie die Treppe hinaufstieg.

Was war das für ein seltsamer Mensch! Diese nervösen, wechselnden Launen!

Aber das war Künstlerart. Sie dachte an Lisits früheres Bräutigam. Sie alle hatten etwas Gemeinsames, das unzertrennlich verbunden schien mit dem Talent: die starke Empfänglichkeit für jeden augenblicklichen Eindruck, das plötzliche Ergriffen- und Gefasstsein davon, daher auch das Unregelmäßige, Wechselnde, Schwankende — das, was die Menschen kurzweg „charakterlos“ nannten. Jmgard lächelte. Wie erhaben kamen sich die Menschen vor und rechneten sich das als erworbene Charakterfestigkeit zu, was einfach nur eine schwächere Empfänglichkeit für Eindrücke war. Es war Anlage, das eine so gut wie das andere. Und diese Leidenschaft des Augenblicks, ohne die nichts Schönes und Großes in der Welt entstand, die der Boden für jede schöpferische Tat war, für die

hatten die Menschen keinen anderen Namen als „charakterlos“, „unreife“, „schwächlich“. Wie war das eigentlich merkwürdig!

Ihr Zimmer schien ihr verändert, als sie trat. Es war etwas zurückgeblieben da, so etwas wie ein halb in der Luft verzitterndes Kinderlachen, etwas, wie ein weiches, warmes Kinderhändchen, das sie streicheln wollte. . . .

Sie mochte hier nicht bleiben. Sie fühlte, irgend etwas würde ihr das Herz schwer machen hier.

Es dämmerte. Malen konnte man doch nicht mehr. Empfindlich kühl war es auch im Zimmer, denn so lange wie möglich wollte sie die Feuerung sparen.

So ging sie zu Grete hinüber ins Vorderhaus. Grete war wohlhabend. Sie hätte angenehm von ihrem Gelde leben können, und das Malen war kein notwendiger Erwerbzweig für sie. Sie spielte deshalb in der kleinen Künstlerkolonie, die sich häufig bei ihr zusammensand, eine große Rolle. Denn sie waren alle schwach mit Glücksgütern geeignet, Mila Gerlach, die immer in Schulden steckte, Maler Schröder, der sich mit ein paar Mark in der Tasche schon wie ein Krösus vorfam. Karlhen, Jmgard, Sonja, alle.

Grete war sehr gutmütig und im ganzen immer bereit, den andern mit Rat und Tat zu helfen. Besonders gerne, wenn die genügende Portion von Anbetung dazu kam. Geliebt, gefeiert, angebetet werden — das war Gretes Schwäche.

Man traf um die Schummerkünde oft bei Grete zusammen. Es war immer sehr gemütlich da. Jeder kam von seiner Arbeit. Da sah man und blauderte: von Akademieprofessoren und Modellen, von Farbenmischungen und Rahmen, von Del und Tempera. Natürlich wurde viel fachgesprächelt. Aber man sprach auch von neuen Theaterstücken und Romanen, von all den mannigfachen Fragen der Zeit, die gemitteldamer in der Luft lagen, von der ganzen bunten Mannigfaltigkeit des Lebens, von Liebe, Ehe — von Weib und Mann.

Sonja und Grete waren heute allein. Die Russin sag nach ihrer Manier wieder sehr nachlässig in ihrem Lehnstuhl und rauchte Gretes Zigaretten. Grete kramte hinein in einer Ecke ihre Malutachen und ließ sich durch Jmgards Eintritt nicht stören.

„Kind, du siehst schlecht aus,“ sagte sie nach den ersten Begrüßungsworten.

„Das macht das Licht. Dein Atelier mit diesem fahlen, gelben Dämmerlicht hat jetzt famose Stimmung, Grete. Ich wollte, ich könnte das rauskriegen!“

„Sprich doch nicht gleich wieder vom Malen. Du hast natürlich wieder bis jetzt gearbeitet.“

„Falsch geraten!“ Jmgard zündete sich eine Zigarette an. „Gefaulenzit habe ich! Ich war bei Dtmars.“

„Was sind das eigentlich für Leute?“

„Ach, sie ist eine von den entsetzlichen Musterhausfrauen, weißt du! Ganz verzweifelt praktisch. Küblich ist sie. Als junges Mädchen muß sie zum Russen gewesen sein!“

„Und er? Wie ist er?“ Grete kam aus ihrer Ecke heraus.

„Ich weiß nicht recht. Komisch ist er. Sehr nervös. Er hat einen sehr netten kleinen Bengel, dem ich manchmal beim Rechnen etwas nachhelfe.“

„Das paßt du dir also auch noch auf! Wie unvernünftig! Du arbeitest dich wirklich zunichte. Ich wollte überhaupt schon lange einmal ein ernstes Wort mit dir sprechen, Jmgard!“ Grete bekam ihren „mütterlichen“ Ton. „Schon seit dem Sommer bist du elend, läufst umher mit tiefen, blauen Schatten unter den Augen, bist angegriffen, zu Ende — ich weiß ja, daß dein Temperament dich immer wieder herausreizt, aber besser wird's darum doch nicht! Du bist entsetzlich erregbar, mit einem Worte — überarbeitet! Und nun will ich dir etwas sagen: Gib wenigstens diese dummen Privatstunden auf!“

„Das ist unmöglich! Was denkst du eigentlich, Grete? Die Privatstunden sind eine ganz not-

wendige Beihilfe für mich, ein Glück, daß ich sie habe! Was soll mir denn die eine Stunde täglich schaden!"

"Wenn es nur das allein wäre!" fuhr Grete fort. "Aber du arbeitest daneben noch den ganzen Tag. Gömme dir doch ein paar Stunden Ruhe. Ich weiß ja, daß es schwer ist, und daß man gerade, wenn man noch beim Studieren ist, ordentlich eine Angst hat, vorwärts zu kommen. Aber man darf doch nicht geradezu auf seine Gesundheit losgehen!"

Jrmgard schüttelte den Kopf. "Es geht nicht anders," sagte sie erregt. "Ich weiß es ja, daß ich nervös bin, aber ich muß, ich muß ja doch vorwärts! Es ist ordentlich wie ein Fieber in mir. Ich bin ja nur ruhig, wenn ich arbeite! Ich werde verrückt, wenn ich nicht male!"

Die andern schwiegen. Jrmgard hatte sich mit weitoffenen Augen in den Stuhl zurückgelehnt.

"Du mußt heiraten!" sagte Sonja plötzlich ganz ruhig und sah Jrmgard mit ihren kleinen, durchdringenden Augen an. Es war heute ihr erstes Wort.

"Heiraten!" Jrmgard war fast getränkt.

"Warum denn das?"

"Weil es das Beste wäre!" Der Blick der Russin ließ sie nicht los.

"Heiraten!" Jrmgard sprach rauh und erregt. "Was für ein schrecklicher Gedanke! Sonja, so fürs ganze Leben, Tag für Tag mit jemand zusammengehämmert zu sein! Fürchterlich! Nie mehr sein eigener Herr zu sein! Immer jemand neben sich zu haben, der bei jeder Kleinigkeit anfängt: Das mag ich nicht für meine Frau, das soll meine Frau nicht tun, das schickt sich nicht für meine Frau! Und bei jeder erbärmlichen Kleinigkeit — sie warf ihre Zigarette hin und ging im Zimmer auf und ab.

"Nun, einen Bedanten und Rörger brauchst du dir ja auch nicht gerade auszuwählen," warf Grete ein. "So einen andern —"

"Einen andern!" Jrmgard blieb stehen. "Ja, das müßte schon einer sein! Einer, wie es keinen zweiten gibt! Einer, der über allem steht, der lacht über alles, was die Leute da unten reden, über Geld, Ruhm, Macht und all den Firlefanz! Der über das alles hinwegschreitet mit seiner Idee, groß, frei, einsam! Brutal meinerwegen, rücksichtslos, nur groß, groß, alle Niedrigkeit und Kleinlichkeit unter sich — abzurudern!"

"Niesche," warf die Russin phlegmatisch dazwischen.

Jrmgard beachtete das nicht.

"So einen, den nichts niederdrücken, den nichts herunterziehen kann, der kein Jagen und kein Zaudern kennt, der einen nimmt im Sturm."

"Sergjott, Jrmgard, rege dich doch nicht so auf," rief Grete dazwischen. "Du bist ja maßlos, Kind! Warum erregst du dich immer gleich so!"

Jrmgard warf sich in ihren Stuhl. Ihre Wangen glühten. "So bin ich nun einmal," sagte sie lächelnd.

Sonja zündete sich langsam und bedächtig ihre Zigarette an.

"Sagt du schon nach so einem gesucht?" fragte sie spöttisch.

"So einen gibt es nicht, ich weiß es. Aber das schadet nichts. Ich denke mir das eben nur aus. Nein, so einen gibt es nicht. Alle Männer, die ich kenne, sind nur zur Freundschaft gut genug. Da sind sie famos. Als Freundschaft sollen sie gelten!"

"Freundschaft!" Die Russin dehnte das Wort. Es klang wie Hohn. "Glaubst du auch noch an das alte, schöne Märchen? Merkwürdig, daß die Welt trotz ihres Alters noch immer wie ein Kind dem alten Wahn nachläuft. Freundschaft! Nimm dich in acht mit deiner Freundschaft! Zwischen den Geschlechtern ist Liebe oder Kampf. Zuweilen auch noch ein oberflächliches gut miteinander auskommen. Aber auch das wird mit der Zeit meist das eine oder das andere. So geht's, solange wir körperlich oder geistig noch nicht alt geworden sind."

"Aber es gibt Ausnahmen!" warf Jrmgard lebhaft ein.

Sonja warf einen ironisch prüfenden Blick auf sie. "Es gibt abnorm angelegte Frauen," fuhr sie ruhig fort. "Aber du bist keine von diesen Ausnahmen, Kleine! Du bist ein ganzes Weib durch und durch! Selbständig bist du, energisch, tüchtig, gehst frisch auf alles los, das faun manden täuschen. Trotzdem — du bist ein Weib in deiner tiefsten Seele. Du hast die Ergänzung nötig. Du brauchst Liebe und jemand, den du lieben, für den du sorgen kannst. Lieber Schatz! Aus den Augen sieht's dir ja heraus! Ein unruhiger, kleiner Geist bist du, und dein Köpfchen, in dem so viele selbständige Theorien, so viele kühne, freie Pläne stecken, wird erst Ruhe finden an der Brust des Mannes. Das Heil liegt für dich — im Manne."

Jrmgard war aufgestanden. Ihre Augen füllten sich mit Tränen, sie wußte nicht warum. Sie war sehr zornig. "Ach, Sonja, du kennst mich gar nicht! Was weißt du denn eigentlich von mir? Nicht ein bißchen kennst du mich!"

"Möglich," sagte die Russin ruhig.

Eine Pause. Jrmgard setzte sich wieder. Die Kampfbegierde blitzte aus ihren Augen.

"Du sprichst vorhin von Ausnahmen. Wer willst du denn überhaupt zu diesen Ausnahmen rechnen? Wahrscheinlich dich selber?"

"Ja."

Jrmgard war außer Fassung gebracht. "So, also dich selber rechnest du zu diesen wunderbaren Ausnahmen!" fuhr sie gereizt auf.

"Hältst du das etwa für einen Vorzug?" fragte Sonja langsam, beinahe müde. Ihre Stimme klang tiefer als gewöhnlich. "Du Kind! Beneidest du mich etwa? Eine geistige Mißgeburt der Natur, kein Ganzes, nur zwei Hälften, eine traurige, ungelunde, unnatürliche Abnormität. Beneidet ihr mich?"

Sie schwiegen alle. Die Dämmerung war so tief herabgesunken, daß sie sich gegenseitig kaum erkennen konnten. Sonja lag ausgestreckt im Lehstuhl. Ihre Hand hing von der Seitenlehne herunter.

Jrmgard rückte näher an sie heran. "Wie kam es, daß du so wurddest, Sonja?" fragte sie leise.

Die Russin zuckte die Achseln. "Mein Vater war Dozent an einer Universität," fuhr sie halb wie im Traume fort, "meine Mutter junge Studentin, es waren zwei phantastisch philosophische Köpfe. Sie entdeckten gegenseitig etwas Verwandtes, eine Art Einheit zwischen ihren philosophischen Anschauungen und heirateten sich. Es war die älteste Vernunftstheie, die es gab. Sie lebten in ihren Theorien, ihren Träumen vom idealen Normalmenschen und Gott weiß, was sonst noch." Sie schwieg einen Augenblick. "Das Prachtgeschöpf der Erde, das Musterexemplar der Menschheit" — etwas Cynisches irrte sekundenlang um ihre Lippen — "dieser ideale Normalmensch wurde ich!"

Wieder schwiegen sie. "Und dann?" fragte Grete. "Was wurde aus deinen Eltern?"

Sonja lehnte den Kopf müde zurück. "Es kam natürlich, wie es kommen mußte. — Meine Mutter hatte etwas von dir, Jrmgard. Ein guter Kopf, ein starker, selbständiger Geist und doch in innerster Seele — Weib. Das Weib in ihr ließ sich natürlich auf die Dauer die Mißhandlung einer philosophischen Ehe nicht gefallen. Sie war noch jung und hübsch, und nach achtjähriger Ehe warf sie sich — ganz unphilosophisch — in die Arme eines jungen Musikers und ging mit ihm von dannen. Das war das Ende."

"Siehst du noch mit ihr in Verbindung?" forschte Grete interessiert.

"Neulich, als du dein Bild verkauftest, hast du ihr Geld geschickt, ich weiß es," sagte Jrmgard warm.

Sonja nickte. "Sie hat Unterstützung nötig, das arme Wurm. Sie sitzt in Münden mit ihrem einzigen Mann und ihren Kindern und hungert. Ich habe zur Sittenrichterin blutwenig Talent. Es mußte ja so kommen. Und vielleicht war's der gesündeste Augenblick in ihrem Leben, als sie

wieder Weib wurde und ihrer philosophischen Vernunftstheie den Rücken kehrte. So, Kinder, da habt ihr die Geschichte der Weibnatur, die sich selber mißhandelte. Sie ist ziemlich alltäglich. . . ." Sie gähnte.

Ein sonniger, frohklarer Tag. Es war dicht vor Weihnachten und die Akademien geschlossen.

Jrmgard stand vor ihrer Staffelei. Sie hatte ein Stillleben in Oel angelegt und starrte mit finster zusammengezogener Stirn auf den Tisch, wo sie eine Vase, eine bunte, orientalische Decke, einen Kohlkopf und eine Flasche Wein in malerischem Durcheinander aufgebaut hatte. Die beiden letzteren Dinge waren von Vissis Mutter, der Frau Rechnungsrat, geliehen.

Es schien nicht glücken zu wollen. Ab und zu preßte sie die Lippen zusammen und murmelte etwas, stampfte plötzlich mit dem Fuß und warf Pinsel und Palette hin wie entmutigt. Sie ging einmal rasch durchs Zimmer, die Augen geschlossen, die Hände ineinander geballt. Dann trat sie wieder vor die Leinwand und atmete tief. Es wird heute doch nichts mehr, schien der Seufzer zu sagen.

Dann ein Blick zum Fenster hinaus, wo oben ein kleines Stückchen blauer Himmel niederlugte, ein jehntüchtiger Blick.

Jrmgard reinigte eilig ihre Pinsel, streifte die mächtige Malschürze ab und schlüpfte in Jacke und Pelzbaret.

Dann ging es hinaus. Die kleine einspännige Pferdebahn zum Tiergarten, die sie bestieg, war jetzt um die Mittagszeit fast bis auf den letzten Platz gefüllt. Gedankenlos sah Jrmgard hinaus in das Straßengetübel.

Am Ziel sah sie plötzlich Franz Ottmar ebenfalls aussteigen. Sie hatte ihn vorher nicht gesehen. Er mußte wohl draußen gestanden haben, von anderen verdeckt.

Sie maßten sich mit einem halb erstaunten, halb lächelnden Blick.

"Sie wollten jedenfalls spazieren gehen," sagte Jrmgard.

"Ja. Sie wohl auch. So ganz allein?"

"Ich habe leider keine Hofdame zur Verfügung," gab sie lächelnd zurück und schlug einen Nebenweg ein.

Er blieb zögernd an ihrer Seite, verlegen und ein wenig linksich, wie gewöhnlich.

Jrmgard blieb plötzlich stehen. "Herr Ottmar," sagte sie lächelnd, "ich will Ihnen etwas sagen. Wenn Sie in den Tiergarten hinausfahren, dann wollen Sie dort etwas anderes als hilflose, junge Damen bemuttern. Dann wollen Sie allein jein! Soweit kenne ich Sie nun auch schon. Da ist es mir nicht gerade ein erquicklicher Gedanke, wenn Sie jetzt einen wohlgezogenen Spaziergang mit mir machen und mich dabei natürlich insgeheim zum Kuckuck wünschen."

Er lächelte. "Ich bin Fatalist von Grund aus. Der Zufall, der heute sehr guter Laune war" — er machte einen etwas unbeholfenen Versuch, galant zu sein — "hat uns hier zusammengeführt, und der Zufall ist heilig! Und dann," er zögerte, "es würde mich beunruhigen, Sie allein hier gehen zu lassen."

(Fortsetzung folgt.)

Vermischtes.

Die Brieftaube als Photograph. (Siehe die Abbildung auf S. 67.) Durch die Entdeckung der Telegraphie ohne Draht und ihre Einführung in der Arme hatte die Brieftaube einen großen Teil ihrer Bedeutung verloren. Die Taube hat also umflattern müssen und hat neuerdings die Tätigkeit eines Photographen angenommen. Infolge einer Gründung eines Apothekers in Cronberg ist es jetzt ermöglicht, durch

